Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

1 (6.1.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

16. Fortsetzung

Sie lachte strahlend; das Lachen gab Eusebius fast einen körperlichen Schmerz, so heftig war der Eindruck. Erika warf den dunklen Regenmantel achtlos beiseite. Sie hat sich wie zur Verführung angezogen, bemerkt Eusebius. Und das ist nun Gertrauds und Waldemars wohlbehütete Tochter. Ach, was wissen doch die Eltern von ihren Kindern. „Gefalle ich dir?" fragte Erika. „Ich habe mir genau überlegt, was ich anziehen soll." Sie sprach mit einer bedenkenlosen Offenheit. „Aber ich habe nicht lange Zeit", plapperte sie, „das erste Mal, weißt du, Sebi, ist man noch nicht so... so dickfellig." Sie sah sich im Zimmer um. „Und du hast nichts vorbereitet? Ich denke, bei dir stehen abends die Süßigkeiten immer umher auf dem Tisch. Ach, Sebi!" — „Du willst dir Bücher holen?" lenkte Eusebius ab. Er wartete nicht auf eine Antwort, er ging zum Bücherregal und schloß daneben den Bücherschrank auf. Als sie ihm nachkam, trat er beiseite. Aber sie achtete nicht auf die Bücherreihen, sondern sah nur ihn, immer nur ihn an. „Erika", sagte er behutsam, „wollen wir gute Freunde bleiben? " — „Sind wir es nicht schon?" erkundigte sie sich. — „Ich fragte, ob wir es bleiben wollen", wiederholte er. „Dazu gehört, daß du nie vergißt, daß ich kein Wegelagerer und kein Strauchdieb bin. Ich weiß genau wie du, daß man sein Herz vielleicht nicht immer in der Gewalt hat, aber es gibt Fälle, wo man sich doch vor Vorwürfen, vor Selbstvorwürfen, hüten muß." — „Langweile mich doch nicht", warf Erika ungehalten ein. Um ihre Mundwinkel zuckte Ungeduld, als beherrschte sie sich, nicht bitter zu werden. — „Nein", belehrte Eusebius sie, „ich langweile dich nicht, aber ich glaube, daß ich die Dinge doch aussprechen muß." — „Du bist ein Banause", entschied Erika. — „Alles, was du willst", gab Eusebius bei, „nur werde ich nie deine Schwester verraten. Es kommt sehr plötzlich über mich, Erika, ich bin noch ziemlich benommen. Du bist viel weiter, als ich dachte. Das ist möglicherweise sogar eine Schmeichelei." — „Ich danke!" sagte Erika. — „Aber du weißt", fuhr Eusebius fort, „daß ich Rose sehr, sehr gern habe, und ich kann dir auch verraten, daß es dabei bleiben soll." — „Wie lange denn?" fragte Erika. — „Liebes Mädchen", antwortete Eusebius, „das weiß niemand, das weiß weder Rose noch ich. Wir überlassen alles den guten Sternen. Daß du dir heute Bücher holtest, bleibt ganz unter uns, das verspreche ich dir; ich werde Rose davon nichts sagen. Aber ich wäre dir dankbar, wenn du dir jetzt die Bücher aussuchen wolltest." — Erika stand regungslos, nur drei Schritte von ihm entfernt. Eusebius sah, wie es hinter dieser feinen hellen Stirn arbeitete. Er hätte ihr gern geholfen, aber er hatte Furcht davor, sie zu berühren. Ja, wenn er Rose nicht gekannt hätte, wäre er nicht so furchtsam gewesen. „Darf ich noch etwas sagen?' fragte er, fast schüchtern. — „Tu dir keinen Zwang an", spottete sie. — Er überhörte den Spott. „Hüte dich vor den Männern", warnte er sehr ernst. „Denke an die kleine Flora Untermann, die mir heute sehr leid tut." — Erika gab keine Antwort. Ihr Blick wurde unruhig und irrte zwischen Eusebius und dem Bücherschrank hin und her; dann kehrte Ruhe in ihre Augen zurück. „Blamiert —", sagte sie leise, „total blamiert...!" Und sie raffte den dunklen Regenmantel auf, um ihn über den Arm zu legen. „Hasenherz!" Das war ihr letztes Wort, — sie drehte sich auf dem Absatz um und verließ das Zimmer. Im Abstand einiger Schritte folgte ihr Eusebius bis er die Gartentür an der Promenade zufallen hörte. Dann schwieg jedes Geräusch. Langsam schloß Eusebius die Tür und schob den doppelten Riegel vor. Sie ist schön, ging es ihm durch den Sinn, — sie ist hinreißend schön. Aber es ist besser so.

Und er kehrte zu seinem Rauchtisch zurück.

*

„Man müßte dem Zeller eins auswischen," hatte Bäckermeister Appeldorn zu seiner Frau gesagt, „aber ich weiß nicht was." — Julie, seine Frau, zählte die Brote, die gestern übrig geblieben waren. Sie stand vor den hohen Borden. „Philipp," bemerkte sie, „jeden Tag bleiben mehr zurück. Der Untermann kommt mehr und mehr ins Geschäft." — „Es liegt am Bürgermeister," antwortete Appeldorn ärgerlich, „ich hätte die Wahl nicht annehmen sollen. Was hat man von der Ehre? Man macht sich Tod und Teufel zum Feind. Aber Ordnung muß sein. Schlecht ist mein Brot nicht." — Frau Julie löste sich von den Broten, die nun altbacken wurden. „Der Untermann hat auch mehr Kuchen im Fenster," sagte sie unglücklich. „Hat er früher soviel Kuchen gehabt?" — „Dafür hat er die Sorge mit der Flora," lenkte Appeldorn ab. — Frau Julie griff nach dem Handfeger und schob ihn über zwei Bleche. „Die Flora," sagte sie leise. Und ihr kam wieder einer ihrer Lieblingsgedanken. „Wenn die Ursel bloß freundlicher wäre," sprach sie ihn aus, „dann könnte manches anders kommen." — „Die Ursel!" schalt Appeldorn, als wäre er mit dem Handfeger gegen den Strich gebürstet worden. „Immer die Ursel. Laß das Kind in Ruhe. Ihr Frauen müßt eure Kinder immer auf den Mann hetzen, ja? Sollte sie sich ihm an den Hals werfen? Das besorgen andere schon." Es war eine von Appeldorns unangenehmsten Erinnerungen, daß Eusebius seine kleine rundliche Tochter einmal hatte abfallen lassen; seit jenem Tage sprach er Eusebius auch kaum noch mit dem Vornamen an. Das lag zwar schon ein paar Jahre zurück, aber Appeldorn verzieh nicht. — „Andere haben eben mehr Glück," erwiderte Frau Julie gereizt. Sie dachte an Rosemarie Hertling. „Dabei haben andere —" sie betonte das Wort — „keinen Pfennig Vermögen, kein Haus, keine Wirtschaft, nichts, nichts." Sie geriet in Wut; in der Ehe mit Philipp hatte sie etwas von seinem cholerischen Temperament angenommen. „Und was heißt, an den Hals werfen? Damit kommt man bei euch Männern ja am weitesten. Jede Kellnerin hat Erfolg damit." — „Dummes Geschwätz," sagte Appeldorn kleinlaut und ging zum Laden hinaus. Frau Julie hatte gar nichts gegen Griselda einzuwenden; es war besser, Philipp hatte seinen Zeitvertreib mit einem Mädchen, das morgen schon wieder zum Tor hinauswandern konnte, als mit einer Einheimischen, die man das ganze Leben lang auf der Haut haben würde.

Appeldorn zog sich den Sonntagsrock an und machte sich auf den kurzen Gang zum Rathaus. Vor dem Graf Heinrich-Brunnen blieb er eine Weile stehen; er wußte, daß man seine Schritte beobachtete, und er wollte sich den Anschein geben, als entginge nichts seinen stadtväterlichen Blicken. Man sprach davon, daß die Figur des Grafen einmal überarbeitet werden müßte; es wäre recht hübsch, wenn das jetzt geschähe: dann würde man nämlich unten am Sockel eine Inschrift einmeißeln: Erneuert unter Bürgermeister Philipp Appeldorn im Jahre Soundsoviel.... Das war so gut, als hätte er selbst ein Denkmal bekommen. Alle späteren Geschlechter würden seinen Namen lesen das war sehr verlockend. Er verharrte eine Weile vor dem Brunnen, aber er sah ihn nicht; seine Augen waren nach innen gerichtet. Als er genug verweilt hatte ging er hinein ins Rathaus. „Ist Knoll zurück?" erkundigte er sich. Ja, der Polizeisergeant war aus der Kreisstadt zurück. „Er soll sofort kommen," ordnete Appeldorn an. Peter Knoll kam, aus schläfrigen Schweinsäuglein starrte er seinem Vorgesetzten ins Gesicht. „Mann," herrschte ihn Appeldorn an, „so sag' doch schon eine Silbe. Hast du die Schuhe abgeliefert?" - „Wohl," nickte der Polizeisergeant. — „Und was hat der Richter gesagt?" wollte Appeldorn wissen. — „Er hat gelacht, Bürgermeister," antwortete Peter Knoll wahrheitsgemäß. — Appeldorn besann sich eine Sekunde, dann ließ er den Kopf sinken. „Vor Freude hat er gelacht!" teilte er Peter Knoll mit, der einen andern Eindruck gewonnen hatte, sich aber nicht darüber ausließ. — „Du kannst gehen," bestimmte der Bürgermeister, weil Knoll wie eine Statue vor dem Tisch aushielt. Doch dann kam ihm ein anderer Einfall. „Warum bist du übrigens so lange ausgeblieben?" setzte er das Verhör fort. „Du hättest gestern schon zurück sein müssen." — Der Polizeisergeant brauchte ein paar Minuten, bis er klargestellt hatte daß er den Zug versäumte, weil er im Wartesaal eingeschlafen war. — „Nun hör' mal zu," fuhr Philipp Appeldorn recht ungnädig fort. „du hast manches gutzumachen, Knoll. Ich bin gar nicht zufrieden mit dir. Du bist nicht... nicht energisch genug. Und wenn sich das nicht ändert, — du liebst doch deine Uniform, nicht wahr?" — Ja, Peter Knoll liebte sie, so weich er auch im Gemüt beschaffen war. — „Ja," nahm Appeldorn den Faden wieder auf, „wenn sich das nicht ändert, wirst du die Uniform wohl doch ausziehen müssen. Was weißt du von Zeller?" — „Nichts," gestand der Polizeisergeant. — „Nichts!" äffte der Bürgermeister nach, „nichts. Und das ist nun die Polizei. Alles muß man wissen. Bin ich dein Chef — oder bin ich es nicht?" — „Ja. Bürgermeister," sagte Knoll wahrheitsgemäß, „du bist mein Chef." — „Wir müssen den Zeller beobachten," erklärte der andere; „wie du es anstellst, ist natürlich deine Sache. Zeller steckt mit Walz unter einer Decke, er ist im höchsten Maße Subjekt. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist, ein altes weises Wort. Oder hast du sonst etwas Wichtiges zu tun?" — „Nein," versicherte Peter Knoll. — „Also los," kommandierte Appeldorn, „sieh zu, was du über Zeller herausbringst. Und denke an deine Uniform."

Knoll ging in unglücklicher Stimmung davon, und er stellte seine Ermittelungen so gründlich an, daß Eusebius bereits um die Mittagsstunde davon unterrichtet war, daß Appeldorn zum Gegenzug ausholte. Der Polizeisergeant hatte sich beim Schuster Raithenbuch erkundigt, beim Schreiner Menzen, beim Kramhändler Ehrenstetten — und wohl bei zehn andern auch noch, und Frau Gertraud Hertling brachte die Nachricht mit ins Hilarirus-Tor, wo der Organist sich sofort auf die Beine machte. Er fand Eusebius im Garten. „Sebi," sagte er, „was hast du ausgefressen? Die Polizei ist hinter dir her." Er erzählte das Wenige, was er wußte. „Was wirst du tun?" erkundigte sich Waldemar Hertling. — „Nichts" antwortete Eusebius heiter. Er war über Nacht mit sich zurate gegangen; er wußte, daß er seßhaft geworden war. „Was würdest du sagen, Waldemar," fragte er, „wenn ich eines Tages mit dem Plan umginge, dein Schwiegersohn zu werden?" Der Organist verriet keinerlei Ueberraschung. „Ueberleg' dirs von Grund auf," sagte er wie nebenher, „so was sollte man beschlafen bis ins siebzigste Jahr."

Fortsetzung folgt.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 6. Januar 1951 | Nummer 1

„Wir sind die Dreikönige mit ihrem Stern"

Badische Volksbräuche am Dreikönigstag

In alten Zeiten wurde am Dreikönigstage die Geburt Christi gefeiert. Erst im Jahre 352 verlegte man dieses Fest auf den 25. Dezember. Erhalten hat sich jedoch die Feier der Erscheinung der drei Weisen aus dem Morgenlande im Stalle zu Bethlehem und ihre Anbetung des Christuskindes. Schon im Mittelalter wurde das Erscheinen der drei Weisen in dramatischen Spielen dem Volke dargestellt, und diese Gepflogenheit hat sich im Volksbrauch bis auf unsere Tage erhalten. Drei Knaben oder manchmal auch drei erwachsene Burschen, die die drei Könige darstellten, zogen dabei im Umzug von Haus zu Haus. Sie trugen meist schwarze Hosen, darüber weiße Hemden und eine aus Goldpapier verbrämte Krone aus Pappe. Umgürtet waren sie mit einer goldgewirkten Schnur. Der Anführer des Zuges war Melchior, der König aus dem Morgenlande. Sein Gesicht war geschwärzt und mit großen goldenen Ohrringen geziert. Das Zeichen seiner Würde war ein in der Hand getragener Stab, an dessen Spitze in einer Laterne der Stern glänzte. Die anderen Könige trugen eine Sparbüchse oder wohl auch ein Ränzlein, welche für die Gaben bestimmt waren, die man den wackeren Sängern für ihr „Dreikönigslied" verehrte.

Diesen Brauch, der einst in fast allen Tälern unserer Heimat üblich war, schilderte uns Heinrich Hansjakob besonders hübsch aus seiner Heimatstadt Haslach. Es war im Jahre 1850, und man hatte ihn zum schwarzen König auserschen. Der damals Dreizehnjährige hätte, wie er bekennt, um keinen Preis der Welt auf solche Würde verzichten wollen: „Als die Mutter mich zum alten Buchbinder Gottlieb Hinterskirch führte, damit er mir die Krone anpasse, da war ich glücklicher und stolzer denn ein römischer Dichter, der auf dem Kapitol gekrönt wird. Jeden Abend von Weihnachten ab hielten wir Singprobe, wobei ich den Sopran und die beiden Mitkönige die Altstimme vertraten..." Auf ihrem Umzug durchs Dorf kamen die drei Knaben auch in das Haus des reichen Bäckers Bosch und wurden an dessen Stubentisch mit Wein und frischgebackenen Brezeln bewirtet. Auf Wunsch des Meisters, der in seinen Jugendjahren als Geselle in Köln gearbeitet hatte, mußten sie vor seinem Hause sein Lieblingslied singen, ein Dreikönigslied, in welchem „Köllen am Rhein" vorkam, und das, wie Hansjakob berichtete, den sonst gestrengen Mann ganz weichherzig gestimmt habe:

„Ich lag in einer Nacht und schlief,
da träumte mir, König David rief:
Wie kann ich singen und träumen
von den heiligen drei König ein neues Lied!
Sie liegen zu Köllen am Rheine."

Mancherorts fand sich der Brauch, daß am Dreikönigstag an der Stubentüre oder an Stall- und Scheunentüren die Anfangsbuchstaben der drei Weisen Caspar, Melchior und Balthasar, nämlich „C † M † B" mit Kreide angeschrieben wurde. Es entsprang dies dem Glauben, man könne dadurch Gefahren und Uebel, die den Hausbewohnern und Tieren durch das wilde Heer der Geister drohen, fernhalten. Die zwölf Nächte nach der Wintersonnenwende galten nämlich als gefährlich, weil gute und böse Geister sich bekämpften. Man suchte darum, die bösen zu bannen und den guten zum Siege zu verhelfen. Bemerkenswert ist auch der Brauch, daß der Stern, den die Sängerknaben umhertrugen, sich drehen mußte und während des Absingens der Lieder dauernd in Bewegung war.

Aehnlichen Sinn wie das Anschreiben der drei Buchstaben an den Türen, das Krankheiten, Seuchen und Blitzschlag vom Hause fernhalten soll, haben auch die Gebräuche der Salzweihe und Brotweihe, die man mancherorts übte. Geweihtes Brot in die Tränke gegeben, sollte das Vieh vor Maul- und Klauenseuche bewahren. „Dreikönigswasser", von dem man nur gelegentlich wohl einmal einen Schluck nahm, in den Wein geschüttet, sollte diesen haltbar machen.

Mit dem Ende der zwölf Nächte wendet sich das Jahr einem neuen Frühling zu. Der Dreikönigstag hat darum im Volksglauben den Sinn eines neuen Beginnens. An vielen Orten gab man diesem Bewußtsein dadurch Ausdruck, daß man den Weihnachtsbaum, der mit Backwerk behangen war, abzierte. Die tiefste Dunkelheit des Winters war ja überwunden und das Jahr ging wieder aufwärts. „Groß-Neujahr" ist darum der vielfach noch erhaltene Name dieses Tages.

Die drei Könige aber galten schon im Mittelalter als die Schutzheiligen derer, die zu einem neuen Beginnen auszogen, der Wallfahrer und Pilger nämlich. Noch manches Gasthausschild kündet uns heute davon mit seinem Namen „Zu den drei Königen". Zum neuen Anfang zählt aber auch die Wahl der Obrigkeit. Eine alte Oberkircher Stadtchronik berichtet uns, daß auf den Dreikönigstag einst die Stadtrichter gewählt wurden:

„Uff der heyligen drei; König Abendt, so kommen der Schultheiß und die Zwölfer sambt dem Amptmann Früeh uff das Rathaus zusammen und nehmen die Portner, Wächter, Büttel,

Hirten, Sinner, Brodschauer und ander der Stadtdiener mit, und erwählen die neuen Zwölfer durch das mehrere Teil der Stimmen . . . und schwören die Zwölfer Eidt und Innhalt des Bürgerbuches."

Solche Wahl auf dem Rathaus war ein feierlicher Akt und wurde mit einem festlichen Nachtmahl begangen, zu welchem die neu ernannten Stadträte, sämtliche Würdenträger und auch viel Volk eingeladen wurde. Als Ehrengast erschien der Probst von Allerheiligen. Den Höhepunkt des Abends bildete nach dem „Nachtimbiß" die Wahl eines „Königs" und einer „Königin". Man nannte diesen Brauch das „Königmachen". Ein großer Honigkuchen, in welchem eine Bohne und ein Geldstück hineingebacken war, wurde gleichmäßig unter sämtliche Anwesenden verteilt. Wer nun Bohne oder Münze fand, wurde dadurch „König" oder „Königin". Unter dem Jubel der Anwesenden hob man das glückliche Königspaar dreimal empor, wobei dieses jedes Mal ein Kreuz an die Saaldecke zu zeichnen hatte. Bei dem nun folgenden vergnügten Abend war der „König" unbeschränkte Autoritätsperson, alle Anwesenden mußten sich seinen Anordnungen fügen, auch der Probst, der Obervogt und der Amtsschultheiß. Man kann sich leicht denken, welch heitere Situationen sich aus diesem Brauch ergaben, und die Einmütigkeit der verschiedensten Standespersonen kündet uns, daß das „Königmachen" ein richtiges Volksfest war. Bemerkenswert ist auch die Herkunft dieses Brauches, die nach Frankreich weist, wo an diesem Tage das „Bohnenkönigsfest" in ähnlicher Weise begangen wurde.

- H. S. -

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Die Sternsinger von Biberach / Von Emil Baader

Nicht nur in Haslach, dessen Sternsinger durch Hansjakobs Schilderung berühmt geworden sind, auch in anderen Orten des Kinzigtals, so in Steinach und Biberach, haben sich alte Dreikönigsbräuche erhalten. In früheren Jahren begannen die Biberacher Sternsinger schon am Stephanstag mit ihrem Spiel, da sie auch benachbarte Orte wie Prinzbach, Fußbach und Entersbach besuchten. In den letzten Jahren fingen sie jeweils erst am Neujahrstag an. Vier Knaben finden sich zum Spiel zusammen: Kaspar, Melchior, Balthasar und Herodes. Sie bekleiden sich mit weißen Hemden. Diese werden mit Sternen von rotem Glanzpapier beklebt. Einer der Könige trägt an einem langen Stab einen vergoldeten Stern; die beiden anderen Könige tragen einen Stab mit einer Silberkugel. Herodes aber trägt ein Schwert.

Kaspar, der Sternträger, betritt als erster die Stube. Er spricht:

„Wir treten herein in aller Spät.
Guten Abend geb Euch Gott.
Guten Abend! Freundschaft bezeugt, wie Gott Vater
vom Himmel herabkommt.
Guten Abend, Ihr Männer und Frauen, hört mich an!
Ein geistlicher Herr fängt zu sprechen an!"

Dann betritt der schwarze Balthasar die Stube, er spricht:

„König Balthasar bin ich genannt,
Ich komme aus dem Morgenland,
um das Christkind aufzusuchen
und ihm die besten Gaben zu weihen:
Gold, Weihrauch und Myrrthen sind alle meine Gaben."

Als dritter erscheint König Melchior; er sagt:

„König Melchoir bin ich beschlossen,
Ich bin dem Sterne nachgeloffen bis vor die Tür.
Etwas begehr ich von Dir:
Daß du mir sagst, wo der neugeborene König der Juden ist!"

Da stürmt Herodes herein, Zornig schreit er:

„Wie, was sagt Ihr da von einem neugeborenen König der Juden? Ich bin König Herodes! Alle Fürsten und Grafen sind mir untertan. Gehet hin und suchet das Kind, und wenn Ihr es gefunden habt, so zeigt es mir an, damit ich auch hingehen kann. Kniet nieder, schlaft zu! (Die drei Könige fallen auf die Knie), steht auf und schlaft nicht zu lange in diesem Stalle!

Während mancherorts Herodes niedergeschlagen wird, erwidert in Biberach Balthasar friedlich:

„In diesem Stalle steht ein Tierlein.
Ohren hat es lange;
Es ist kein Ochs und ist kein Schwein,
Was mag das für ein Tierlein sein?"

Darauf antworten alle: „Ein Eselein!"

Damit ist das Spiel zu Ende. Es werden nun gemeinsam Lieder gesungen. Der schwarze König nimmt die Gaben in Empfang. Der Dankspruch lautet:

„Wir danken euch dreiköniglich,
daß ihr gegeben barmherziglich.
Gott, der Barmherzige, woll euch geben
Gesundheit und ein langes Leben!"

So ziehen sie von Haus zu Haus, die Sternsinger von Biberach. Die Spieltexte wechseln von Ort; sie wurden im Lauf der Jahre wohl auch verstümmelt. Haben wir in solchen Bräuchen doch vermutlich Reste mittelalterlicher Spiele vor uns.

Sie gehören zum Winter im Kinzigtal, die Haslacher, Steinacher und Biberacher Dreikönigsbuben, heute wie zu den Zeiten Hansjakobs. B—r.

Jörg Wickram reist durch den Schwarzwald

Es war vor vierhundert Jahren, als der Dichter des wohlbekannten „Rollwagenbüchleins", einer Sammlung oberdeutscher, heute noch lebendig wirkender Schwänke, die ihn zum Stammvater aller schwäbisch-alemannischen Kurzgeschichtenerzähler machten, eine winterliche Reise durch den Schwarzwald unternahm.

Leicht war sie nicht, die Fahrt durch das verschneite Gebirge. Ausgangspunkt war das alte Städtchen Horb am Neckar und das erste Reiseziel Schiltach über der Kinzig. Endziel war die Stadt Kolmar im Elsaß. Jörg Wickram bezeichnete später in seinen Aufzeichnungen diese winterliche Fahrt von Horb nach Kolmar als die größte Reise seines Lebens. Er war damals wohlbestallter Ratswaibel dieser Stadt, und so war es nicht verwunderlich, daß ihm seine Horber Freunde eine Strecke weit das Geleit gaben. Mühsam watete die ganze Gesellschaft durch den tiefen Schnee. Skier kannte man damals noch keine und es war dem Todtnauer Arzt Dr. Tholus vorbehalten, fast 300 Jahre später als erster auf Schneeschuhen den Gang durch den verschneiten Schwarzwald zu wagen. Wickram bezeichnete das Wetter an jenem fraglichen Tage als „reiffend", windig und kalt. Daher nahm man unterwegs gern die Einladung eines Bekannten an, der die ganze Gesellschaft in seinem geräumigen Hause zu einem „guten Mahl" einlud. Bald saß man fest und hatte bei einem guten Tropfen schnell alle Unbilden der Witterung vergessen. Man pokulierte fröhlich, brachte heiter-besinnliche Trinksprüche aus und trank sich immer wieder zu, während draußen der Sturm um die festen Holzwände tobte. Der Ratswaibel Wickram ließ sich in eine gute Schlafkammer weisen und verbrachte den kümmerlichen Rest der Nacht in einem guten Schwarzwälderbett.

Als er aber erwachte, schmerzten ihn alle Glieder, Herz und Haupt „bebten ihm", und er mußte in nüchternem Zustand respektable Mengen Wasser sich einverleiben. Beim Gehen überfielen ihn häufige Schwindelgefühle, sein Gang war unsicher, gleich dem einer watschelnden Gans, kurzum, er befand sich in jenem Zustand, den wir heutzutage schlicht und einfach als „Kater" bezeichnen. Aber die Schwarzwälder der damaligen Zeit ließen sich in punkto Gastfreundschaft auch nicht lumpen. Denn schon wurde wieder der Frühstückstisch gerichtet. Kaffee gabs damals noch keinen, aber umso mehr kalten Rehbraten und gebackene Forellen, Erzeugnisse des wild- und fischreichen Waldgebirges. Er sprach diesen Dingen wacker zu, so daß er sich in Kürze wieder auf den Weg machen konnte.

In der Nacht war aber soviel Schnee gefallen, daß man weder Weg noch Steg erkennen konnte. Und bald setzte ein heftiges Schneetreiben ein, wobei der Wind dem einsamen vierblättrigen Kleeblatt die Schneeflocken ins Gesicht trieb, was ihre Sehkraft derart behinderte, daß sie kaum die Landschaft, geschweige denn die Straße erkennen konnten. Das Unwetter hielt über die Hälfte des Tages an, wobei die Reisenden unermüdlich und verbissen durch den knietiefen Schnee wateten, bis sich das Wetter aufhellte. Als besonders wohltuend empfanden sie eine Strecke Weges durch einen einsamen Tannenhochwald, der dem stürmischen Wind etwas Einhalt gebot. Eine alte, halbzerfallene Kapelle an der Straße lud sie zum Rasten ein. Mit weisem Bedacht und kluger Voraussicht hatten sie sich in ihrem letzten Quartier mit ein paar Weinflaschen und ein wenig Brot versorgt, so daß sie unter den im Sturmwind orgelnden Tannen eine bescheidene Nachfeier des gestrigen Tages abhalten konnten.

Gestärkt ging es dann weiter und in Bälde gerieten sie auf den „Brandsteig", wo kurz zuvor, aus den vorhandenen Spuren zu schließen, Holzstämme geschleift worden waren. Dieser Weg führte sie hinab ins Tal der silber-glänzenden Kinzig, geradewegs nach dem hochgiebligen Schiltach, das aus Schutt und Asche der Feuersbrunst vom Jahre 1533 dank seiner unverzagten und arbeitsamen Bürgerschaft neu erstanden war. Wiederum hatte Jörg Wickram Gelegenheit, die Schwarzwälder Gastfreundschaft kennenzulernen, und ihrer rühmend zu gedenken. Müde, durchfroren und ausgehungert, trafen sie im Städtchen einen Wirt, der ihnen derartig tüchtig auftischte, daß sie bald den mühevollen Weg wieder vergessen hatten.

In seinem, ganz in saftigen Knittelversen geschriebenen Büchlein gegen das Laster des Trinkens erwähnt er in der Einleitung diese Reise, wobei ihn augenscheinlich sein Erlebnis nach der ersten Nacht zu diesem herzerquickenden und heute noch köstlich zu lesenden Werkchen angeregt haben mochte.

Mi Haimet / Von Eugen Falk

„Isch des so nedd!" mr glaubt's fascht nit,
E Sinn wo in de Haimet ligt,
Mr luegt si a, — un wurd ganz schtill —
Un bäddet ohni, daß mr will.

So han i mol mi Haimet bschaut,
Un mit re gschwätzt so ganz vrtraut,
Viil het si gwißt un z'sehne gäwe,
I' vrgiß 's nit im ganze Läwe.

De traimsch un duesch di richtig bsinne,
Waisch diaf, so ganz vo inne drinne,
Sell kann dr na kai Dichter sage,
Wasdr duesch im Herze trage —,

Wia nedd sin do dia Bäch un Quelle,
Kai Gschichtli kann so liab vrzelle,
Dia Waide, Madde, Berg un Wälder.
Dia Buurehisli, Däler, Felder.

Un so in allm, im Klaine, Große,
Alti Baim un Heckerose,
Alles frait mi in Berg un Wald,
Worum? — Mi Haimet isch's halt!!

Bären und Wölfe in unserer Heimat

Heute sind es Sagen- und Fabeltiere geworden und für die jetzige Generation ist es fast ein unvorstellbarer Gedanke, daß sie einmal auf dem Wald frei umherliefen und in besonders kalten Wintern Weg und Steg unsicher machten.

Die Erinnerung an jene Zeit hat in mancherlei Gewann- und Flurnamen ihren Niederschlag gefunden. Nimmt man in einer stillen Stunde das Badische Meßtischblatt vor, so stößt man auf Namen wie: Bärtanne, Bäracker, Bärenweg, Bärklinge, Bärenkopf, Bärhalde, Bärental, ferner Wolfsacker, Wolfsteige, Wolfsgrund, Wolfsberg, Wolfswald, Wolfseck, -grube, -weiler, -halde, die alle an das einstige Vorhandensein von Wolf und Bär erinnern. Der Volksmeinung bietet eine Paralelle in der Ueberlieferung von Redensarten, wie: „Er het Hunger wie-n-e Bär!" oder: „Des isch emol e hungrige Wolf!", wenn ein Junger, der gerade im Wachstumstadium ist, beim Essen gehörig einhaut. Oder wenn ein Kleines sich ungattig zeigt, dann drohen die Großen: „Baß numme-n-uf, de schwarz Bär kunnt un holt di!".

Vor hundert Jahren noch wurden auf dem Schwarzwald und im Neckartal zahlreiche Wölfe erlegt, die vermutlich während strenger Winterszeiten, vom Hunger getrieben, in Rudeln aus dem Osten gegen den Rhein vorstießen, oder aus den Vogesen, vielleicht sogar von den Pyrennäen herab über den zugefrorenen Rheinstrom unsere engere Heimat mit ihrem Besuch beehrten. Paralell hierzu vernahm der Verfasser Schilderungen älterer Einwohner aus den Seitentälern der Mosel, denen zufolge um jene Zeit Wölfe scharenweise über die zugefrorene Mosel wechselten, in ganzen Rudeln nächtelang auf den Höfen zwischen Stall und Wohnhaus heulten und gegen die verschlossenen Türen sprangen, bis das Frühlicht die ungebetenen Gäste in die dichten Wälder des Hunsrück zurücktrieb. Zuverlässigen Urkunden und örtlichen Funden zufolge gab es noch im 17. Jahrhundert im Schwarzwald Wölfe und vereinzelt auch Bären, deren Vorhandensein sich oft zu einer solchen Plage entwickelten, daß behördliche Maßnahmen ergriffen werden mußten, um ihrer Herr zu werden.

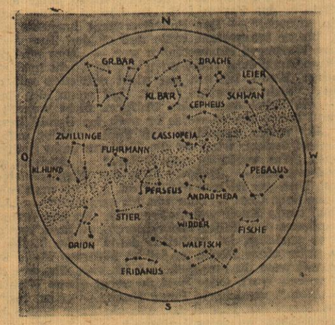
Der Klosterchronist aus Bürglen berichtet aus dem 14. Jahrhundert, daß im Schwarzwald ein derartiger Ueberfluß an Wölfen, Wildschweinen, Bären, Luchsen und Wildkatzen gewesen sei, daß der damalige Kaiser den Hotzenwälder Bauern erlaubte, außerhalb der, dem Kloster St. Blasien gehörenden Gebietes „hinfür jagen und fahen dürfen, so das Erdreich bricht und den Baum besteigt, wie Bären, Wölfe, Luchse". —

Ein alter, zuverlässiger Freund unserer engeren Heimat, der Kosmograph Sebastian Münster, erzählt um 1550, daß der Schwarzwald ein rauhes, gebirgiges und winterliches Land sei, viele Tannenwälder besitze und ziemlich Getreide trage. Es habe reiche Bauern, von denen mancher zwölf Kühe im Stall auswintern kann. Er bestätigt neben diesem Nutzviehreichtum auch das Vorhandensein von „viel Wiltprät, wie fisch, vogel und raubtiere". Viele andere zeitgenössische Schilderungen bestätigen neben den Erzählungen des Volkes die Tatsache eines früher raubtierreichen Schwarzwaldes, vor allem im Feldberggebiet, auf der Hornisgrinde, dem Kniebis und auf den einsamen Moorhochflächen des Hohloh. Sie bezeugen auch, daß manche Geschichten dieser Art von den Alten nicht etwa aus der Luft gegriffen wurden, sondern auf festen Tatsachen beruhend, durch mündliche Ueberlieferung in die moderne Zeit herübergerettet wurden.

Richard Fahr-Till

Das Bild der Sterne / Wir blicken an den Januarhimmel

Am Monatsanfang steht die Sonne noch im Tierkreiszeichen Steinbock, sie tritt jedoch am 20. Januar in das Zeichen Wassermann. Das Sternbild des Monats ist der Himmelsjäger Orion. Keulenschwingend kämpft er gegen den Stier, in dem der rote Aldebaran, das Stierauge, der hellste Stern ist. Die Plejaden, das Siebengestirn und die Hyaden, die zwei schönsten Sternhaufen, stehen ebenfalls im Sternbild des Stiers. Von den Planeten stehen Mars, Venus und Jupiter am Abendhimmel. Mars ist sehr lichtschwach und kaum von den Fixsternen zu unterscheiden. Er steht bis 22. Januar im Sternbild Steinbock, anschließend im Wassermann. Venus steht bis 6. Januar im Bild Schütze, anschließend im Bild Steinbock. Jupiter durchläuft das Bild Wassermann. Nach Mitternacht kommt im Sternbild Großer Löwe der Ringplanet Saturn zum Vorschein. Auch der Merkur kann ab 24. Januar beobachtet werden. Er steht am Morgenhimmel, jedoch sehr sonnennahe.



Die Beobachtung der Januar-Sternschuppen, die aus dem Sternbild des Bootes kommen, wird durch die Mondhelligkeit sehr erschwert. In den ersten Tagen des Monats, wenn die Bootiden nach Mitternacht aufleuchten, haben wir abnehmenden Mond. Am 1. Januar stand der Mond im letzten Viertel. Neumond ist am 7. Januar. Erstes Viertel ist am 15., Vollmond am 23. Januar, und noch einmal letztes Viertel am 30. Januar. Unsere Karte zeigt den vormitternächtlichen Himmel im Januar.

Bildung

Max Halbe machte einst die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der ständig mit seiner Bildung protzte. Der Dichter konnte ein solche Getue nicht leiden, und sagte daher dem jungen Mann eines Tages: „Protzen Sie nicht mit ihrer Bildung, junger Freund. Sie machen sich damit nur unbeliebt. Schauen Sie, mit mir können Sie zehn Jahre lang verkehren, aber Sie würden von meiner Bildung nicht eine Spur entdecken.

Der Maler mit der Schreibfeder

Schwer verwundet hatte man mich im Lazarett abgeliefert. Ich lag gelähmt darnieder. Damals schrieb ich mein „Lob der Stille", ein Essay, eine kleine Betrachtung, die mir nicht nur selber Trost und Ruhe gab, sondern, als sie in einer namhaften literarischen Zeitschrift erstmals erschien, mir viele freundliche Zuschriften brachte von Menschen, die sich in der wirren, turbulenten Zeit daran erfreuten.

Eine besonders liebe kam von Eugen Falk-Breitenbach aus Hausach im Schwarzwald aus dem Kinzigtal, der alten Heimat meines Geschlechts. Es waren herzhafte, gute Worte, und reizende, flott hingeworfene Zeichnungen dabei. Wenn der Dichter und Künstler später wieder etwas von mir las oder am Rundfunk hörte, schrieb er aus seiner Geborgenheit des Breitenbachertales. Irgend ein abgelauschtes Bildchen oder Verslein, ein Blick auf Tannenwipfel oder heimeliges Strohdach.

Dieser Tage nun flatterte ein Büchlein auf meinen Schreibtisch: Eugen Falk-Breitenbach aus Hausach: „Hailig Wort un Bild". Alemannische Gedichte 1950, als Manuskript gedruckt.

Dieses Büchlein, wahrhaft, das riecht nach Wald und Harz, nach blühenden Frühlingswiesen und würzigem Herdgeruch. Man sieht saftiges Grün und goldene Ginsterblüten, die unbeschreiblich schöne Stimmung der Landschaft und den Dunst der dunklen Höhen. Ach, es wird ganz eigen ums Herz in der ruhelosen Großstadt, darin die Dämonie unserer Tage einen so schmerzhaft nah umlauert. Es wird einem warm und wohl! Der das da schreibt, das muß schon einer sein, der aus tiefster Seele die Sprache der Heimat spricht, ein rechter Dichter, ein guter Gesell, einer, von dem es gelten wird, was das Lied sagt: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt...!"

Ich denke an den Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob, lang, lang ist's her — hat einmal zu meinem verstorbenen Vater, mit dem er gut befreundet gewesen war, gesagt: „Wilhelm, die Heimat ist das beste, was wir haben!" Ich stand dabei. Ein kleiner Bub. Ich hab mir's gemerkt. Das Leben hat einen dann herumgewirbelt. Ein Sänger wie Eugen Falk-Breitenbach weckt die schlummernde Sehnsucht; die Klänge aus der Heimat, die er anschlägt, sind so friedvoll und beglückend! „Vergelt's Gott!" möchte man dazu sagen, mit jenem schönen, heut' in den Städten völlig vergessenen Dankeswort der Schwarzwälder Menschen.

Dr. Robert Pfaff-Giesberg, Mannheim.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg